

Predigt von Friedrich Welge im Französischen Dom zu Berlin ca 1977 über das Gleichnis Jesu
Matthäus 20,1-16

Denn mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Gutsherrn, der am frühen Morgen ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg einzustellen. Nachdem er sich mit den Arbeitern auf einen Denar für den Tag geeinigt hatte, schickte er sie in seinen Weinberg. Und als er um die dritte Stunde ausging, sah er andere ohne Arbeit auf dem Marktplatz stehen, und er sagte zu ihnen: „Geht auch ihr in den Weinberg, und was recht ist, will ich euch geben.“

Sie gingen hin. Wiederum ging er aus um die sechste und neunte Stunde und tat dasselbe. Als er um die elfte Stunde ausging, fand er andere dastehen, und er sagte zu ihnen: „Was steht ihr den ganzen Tag hier, ohne zu arbeiten?“

Sie sagten zu ihm: „Es hat uns niemand eingestellt.“

Er sagte zu ihnen: „Geht auch ihr in den Weinberg!“

Es wurde Abend und der Herr des Weinbergs sagte zu seinem Verwalter: „Ruf die Arbeiter und zahl ihnen den Lohn aus, angefangen bei den Letzten bis zu den Ersten.“

Und als die von der elften Stunde kamen, erhielten sie jeder einen Denar. Und als die Ersten kamen, meinten sie, dass sie mehr erhalten würden; und auch sie erhielten jeder einen Denar. Als sie ihn erhalten hatten, beschwerten sie sich beim Gutsherrn und sagten: „Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgestellt, die wir die Last des Tages und die Hitze ertragen haben.“

Er aber entgegnete einem von ihnen: „Freund, ich tue dir nicht unrecht. Hast du dich nicht mit mir auf einen Denar geeinigt? Nimm, was dein ist, und geh! Ich will aber diesem Letzten gleich viel geben wie dir. Oder ist es mir etwa nicht erlaubt, mit dem, was mein ist, zu tun, was ich will? Machst du ein böses Gesicht, weil ich gütig bin?“

So werden die Letzten Erste sein und die Ersten Letzte.

Liebe Gemeinde!

Schon als Junge hatte ich Gelegenheit, ein Stück Arbeitswelt kennenzulernen. Besonders vertraut waren mir die Verhältnisse in einer benachbarten Stuhlfabrik, einem kleinen Unternehmen mit ca. 12-15 Beschäftigten.

Als schönster Tag in der Woche erschien mir der Sonnabend, weil mit dem Mittag nicht nur der Feierabend, sondern das freie Wochenende begann und weil es Löhnung gab!

Schon etwa eine Stunde vor Mittag verbreitete sich etwas wie Feierabend- und Wochenendstimmung. Diese Zeit gehörte nicht mehr der eigentlichen Arbeit, sondern galt dem Aufräumen und Säubern. Ich habe diese Sonnabendmittagsstimmung in bester Erinnerung: Die Plackerei der Woche zählte nicht mehr. Es war wieder mal geschafft! Die Löhnung setzte nun gewissermaßen den Schlusspunkt.

Auch das muss man erlebt haben: Jeder Einzelne geht ins Büro und holt seine Lohntüte – oder sie wird ihm am Arbeitsplatz ausgehändigt. Es ist mir aber auch nicht entgangen, wie sich jeder nun mit seiner Lohntüte zurückzog, die Abrechnung prüfte und das Geld zählte. Sonderbar, dass man einander nicht in die Lohntüte sehen ließ! Warum diese Scheu, ja Verschämtheit?

Ich bin mir dieses Eindrucks noch ganz sicher. Beobachtungen dieser Art prägen sich wohl tiefer ein als alltägliche Erfahrungen. Das ist nun 40 Jahre her! Die Fabrik existiert immer noch. Aber wie viel hat sich geändert! Das ist vorstellbar, auch wenn man die Verhältnisse nicht mehr an Ort und Stelle betrachtet: Der Wandel hat die Arbeitsbedingungen, die Arbeitsrechtsverhältnisse und nicht zuletzt die Entlohnung erfasst. (Die Verdienste dürften heute mehr als 10mal so hoch sein.)

Ich vermute allerdings, dass die Scheu, sich gegenseitig die Lohntüte betrachten zu lassen, dieselbe geblieben ist.

Was steckt eigentlich dahinter? Soll verborgen bleiben, dass man in den Genuss einer kleinen Vergünstigung, eines Vorteils kommt? Braucht es niemand zu wissen, dass man außer den Teilzahlungen auch Vorschuss in Anspruch genommen hat? - oder dass Lohnpfändungen den Gesamtbetrag eines Monats verringern?

Mir scheint, dass sich trotz aller Fortschritte auf dem Gebiete gerechter und angemessener Entlohnung im menschlichen Verhalten diesen Fragen gegenüber nicht allzu viel geändert hat. Die Lohntüte ist auch ein Stück Privatleben, das nicht jedem Neugierigen offensteht. Und die Entlohnung selbst ist sie so exakt mit den Zahlen zu rechtfertigen, dass sie von menschlicher Einflussnahme ganz frei bleiben könnte (z.B. Beurteilung und Abschätzung von Leistung)?

Meine eigenen Erfahrungen stammen wie gesagt aus der Gegenwart und der Zeit von vor 40 Jahren. Wenn wir uns nun in die Arbeitswelt zurzeit Jesu versetzen – wie das anhand des Gleichnisses ja gut möglich ist, können wir mancherlei Ähnlichkeiten feststellen trotz unübersehbarer Unterschiede.

Da haben Männer auf den Feldern eines Weinbergbesitzers gearbeitet. Nun ist Feierabend. „Gott sei Dank, es es wieder mal geschafft!“ Wenn der Zwang der harten Arbeit vorbei ist, vollzieht sich an den Menschen eine Wandlung. Sie haben wieder Augen für einander. Sie empfinden gemeinsam die wohltuende Entspannung der verkrampften Glieder... und nun ist ihnen auch der Chef willkommen, den man tagsüber lieber nur aus der Ferne sieht. Er bringt das Geld, den Lohn für jeden Tag.

Wenn Jesus nur die Schilderung eines Arbeitsmilieus geben wollte, war ihm so weit ohne Not zu folgen. Jetzt brauchte nur noch erwähnt zu werden, dass jeder Arbeiter seine Lohntüte empfing, sie still für sich prüfte und dann zufrieden nach Hause ging.

Aber Jesus ist nicht der Mann, der die Wirklichkeit unseres Lebens durch beschauliche Betrachtung ins Bewusstsein rufen und verkünden will. Wenn er Geschichten erzählt, haben sie immer mit der Wirklichkeit des Reiches Gottes zutun, und darum erregen sie an irgendeiner Stelle Widerspruch und Ärger.

Er provoziert Widerspruch und Ärgernis nun nicht bei irgendwelchen namenlosen Zuhörern, sondern bei seinen Jüngern. Diese Männer sollen Klarheit bekommen über die Arbeitsbedingungen und Lebensverhältnisse auf dem Felde der Arbeit für das Reich Gottes. Sie erwarten ganz selbstverständlich, dass ihr Dienst für das Evangelium gebührend gewürdigt werden wird. Ihr Verzicht auf Häuser, Brüder, Eltern um Jesu willen kann doch nicht ohne Belohnung bleiben: „Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert“.

Die Jünger brauchen Jesus entsprechende Zusagen nicht abzuringen: Er selber verheißt ihnen vielfältiges Empfangen und das ewige Leben. Im Reiche Gottes gibt es aber nicht nur Sollerfüllung, sondern „materielle Interessiertheit“ wird durchaus anerkannt! Die Jünger können beruhigt sein: Sie werden auf 12 Thronen sitzen und Israel richten! Sie werden Erste sein – und bleiben!¹

Aber der Herr des Reiches Gottes bindet sich nicht an ein Prinzip (Grundsatz). Er ist nicht nur gerecht, er ist auch gütig. Der Arbeitstag für die Arbeiter im Weinberg kann nicht nur die Gerechtigkeit des Besitzers offenbaren, auch seine Güte kommt an den Tag.

Zum Wesen der Güte Gottes aber gehört es, daran erkennbar zu werden, dass ER sie Anderen gewährt. Damit ich die Güte Gottes überhaupt kennenlerne, macht er mich zum Zeugen dafür, dass ER Andere beschenkt. Die altgedienten Weinbergsarbeiter, die Last und Hitze des Tages getragen haben, sollen nicht nur einen gerechten, sie dürfen auch um einen gütigen Herrn wissen. Die Notwendigkeit dieser Horizonterweiterung ist ihnen verborgen. Für sei gilt der Grundsatz: „Jedem das Seine.“

Dieses „suum cui que“ zierte viel später als Sinnspruch den preußischen Schwarzen Adlerorden. „Jedem, was ihm auf Grund seiner Verdienste zukommt“ und das hieß ja: für kleine Leute kleine Orden (4. Klasse) und „große Leute große Orden“...

1 Matth. 19,27-30

Ein anderer hoher Orden war „Pour la mérite“ für Verdienste („Verdienst“ - „Dienen“). „Gehöriger Dienst empfängt gehörigen Lohn!“ „Unverdient“ empfängt man höchstens Almosen = Barmherzigkeit.

Ja, hier wird die Andersartigkeit göttlichen und menschlichen Denkens offenbar. Was uns als Gebot menschlicher Gerechtigkeit erscheint („Von nichts kommt nichts!“ „Ohne Fleiß kein Preis“ - „Ich will kein Almosen.“) ist für Gott Gelegenheit: Recht und Billigkeit zu überbieten durch den Reichtum seines Erbarmens.

Damit keiner besorgt sein muss, zu wenig empfangen zu haben, gilt auch dem Letzten die Verheißung...

Es ist erstaunlich und beschämend zugleich, dass Jesus das Verhalten der Menschen gegenüber dem Gnadenhandeln Gottes mit Szenen aus dem Alltagsleben beschreiben muss. Sind wir wirklich so sehr wir selber, dass wir uns auch in der Begegnung mit dem Evangelium benehmen, wie „wenn wir zu Hause wären?!

Ja, wir müssen für die rechte Bereitschaft zum Hören und Ernstnehmen des Wortes offenbar genauso zur Ordnung gerufen werden, wie das zu meist auch nötig ist, wenn es um mehr geht als um unsere persönlichen Interessen.

Schon die Jünger haben zu lernen, dass die Güte Gottes nicht zerteilt werden kann. Niemand lernt sie wirklich kennen, der nur danach trachtet, für sich „das gr o te Stück zu erwischen“ („Bescheidenheit verlass mich nicht bei Tische...“

Die Gr o e der Gabe ist zu erkennen und anzuerkennen daran, das auch Andere sie empfangen, nicht nur einen Anteil, ihren Anteil, sondern ganz. Gott gibt nicht in der Weise: „Jedem das Seine“, sondern „Jedem das Meine!“

Der Andere in der Gemeinde kann nur zum Zeugen für Gottes Güte werden dadurch, - dass er „mehr“ empfängt, - dass er fröhlicher dankt (wie müssen die Einstunden-Arbeiter mit ihrem vollen Tagelohn glücklich gewesen sein, was für ein Feierabend, was für eine Heimkehr!), - - dass er mir den „scheelen Blick“ bewusst macht... (die Bindung an meine Selbstsucht, die Unfreiheit, anderen von Herzen Gutes zu wünschen...)

„Die unbegreifliche Güte Gottes wird dem zum Anstoß, der seine menschlichen Begriffe von Verdienst und Gerechtigkeit nicht loslassen kann.“

Gottes Güte ist eine Gr o e eigener Art. Wo immer etwas von der Berufung im Leben anderer sichtbar wird, ist Gottes Güte zu preisen und nicht zu rechnen, nicht zu vergleichen zum Nachweis der eigenen Bevorzugung und Überlegenheit. „Hugenotten“ = besondere Christen?